

Stadtkirche. Landkirche. Wahrnehmungen – Bilder – Ausblicke

BEA Seminar Bern / 20. Mai 2009

Referat: Rolf Sturm

Einleitung

Was mir als erstes an der Formulierung des Themas, das Sie mir (und sich) gestellt haben, aufgefallen ist, ist der Punkt: „Stadtkirche. Landkirche“ – und dazwischen kein verbindender Bindestrich, sondern ein Punkt. Ich habe mich gefragt, was dieser Punkt wohl signalisieren könnte? Kommen doch auf diese Weise Stadtkirche und Landkirche nach meinem Eindruck eher unvermittelt nebeneinander zu stehen.

Und mir ist die alte Fabel von der Stadtmaus und der Landmaus eingefallen. Die beiden laden sich, so erzählt die kleine Geschichte sehr anschaulich, gegenseitig ein. Zuerst kommt die Stadtmaus auf's Land – und dann auch die Landmaus in die Stadt. Die wechselseitige Einladung der einen durch die andere bringt es an den Tag: beide leben in sehr verschiedenen Welten. Zunächst muss sich die Landmaus sagen lassen, dass sie für städtische Verhältnisse ein kümmerliches Leben führt, während es in der Stadt doch ganz anders zugeht. Bunter und lebendiger. Aber am Ende ist die Moral der Geschichte auf Seiten der Landmaus, weil sich die Stadt mit ihren Angeboten zwar als verlockend, aber auch als ebenso gefährlich erweist. Jede der beiden ist schließlich froh, nicht dort zu wohnen, wo die andere lebt.

Stadtkirche. Landkirche – sind das wie Stadtmaus und Landmaus zwar Verwandte, die aber doch in sehr verschiedenen Welten zuhause sind? Kennen sie sich mehr als flüchtig? Wie nehmen sie die Welt wahr, in der die andere jeweils lebt? Haben sie mehr von dem, was sie miteinander verbindet? Schließlich sind beide ja Teil der einen Kirche. Oder ist stärker, was sie unterscheidet oder voneinander trennt? Sind sie Verbündete (gegen oder für wen?) oder Konkurrentinnen (vielleicht um das eine Stück Käse der kirchlichen Finanzen)? Könnten sie voneinander lernen? Vielleicht sogar von einem Miteinander profitieren?

Kurz: könnte, sollte aus dem Punkt zwischen beiden nicht vielleicht doch ein Bindestrich werden? Natürlich nur in gegenseitigem Einverständnis und ausgiebiger Diskussion im BEA Seminar?

Die drei Stichworte im Untertitel des heutigen Themas zeigen die drei Schritte an, die ich in meinem Impuls mit Ihnen gehen möchte: Wahrnehmungen – Bilder – Ausblicke.

Dabei entlastet mich, dass auf mein Referat noch weitere Statements und eine Diskussion folgen. Sie sollen das Thema für die Zusammenhänge, aus denen Sie kommen, sozusagen „erden“. So kann ich mich zunächst auf meine Erfahrungen und Kenntnisse als ehemaliger Pfarrer in einer Landgemeinde, als Gemeindeberater und als Referent für den Bereich „Kirche in Stadt und Land“ in der EKD konzentrieren. Ich werde also gar nicht erst den (vermutlich ohnehin untauglichen) Versuch unternehmen, für ihre Situation Rezepte auszuteilen oder Ratschläge zu geben. Verfahren Sie deshalb jetzt beim Hören getrost nach dem Motto des Apostels: „Prüft aber alles, und das (für euch) Gute behaltet.“

1. Wahrnehmungen und Herausforderungen

a) Stadt und Land – Landkirche und Stadtkirche

Ich komme am Anfang meiner Wahrnehmungen noch einmal auf den Punkt zurück: In Diskussionen zum Beispiel mit Kirchenvorständen mir oft zwei Sätze begegnet, die den *Gegensatz* zwischen Stadt und Land, Stadtkirche und Landkirche betonen.

„Bei uns ist die Kirche noch mitten im Dorf“, heißt der eine. Und wer ihn sagt, meint das nicht nur räumlich. Nicht nur, dass das Kirchengebäude mitten im Dorf steht, ist für die Landkirche typisch. Auch im Bewusstsein der Dorfbewohner hat die Kirche in der Regel noch ihren festen Platz in der Mitte. Sogar in einer nicht besonders frommen Gegend südlich von Hannover, in der ich als Pfarrer gearbeitet habe, war die Kirche grundsätzlich akzeptiert. Bei besonderen kirchlichen oder dörflichen Anlässen war sie meist fast bis auf den letzten Platz gefüllt. Und diejenigen, die auf Taufe, Konfirmation, kirchliche Trauung und Beerdigung verzichten konnten, bildeten eine verschwindende Minderheit. Die kirchliche Welt war hier doch noch mehr oder weniger in Ordnung. So die vorherrschende Meinung. Und deshalb wurden mögliche Veränderungen dieser Welt auch eher skeptisch gesehen. Nach dem Motto: „Man soll die Kirche doch lieber (mitten) im Dorf lassen.“

Der andere Satz lautet: „Wir sind längst Kirche in Konkurrenz.“ Aus ihm spricht das Bewusstsein einer Stadtkirche, die in verschiedener Hinsicht auf dem Markt der städtischen Möglichkeiten nicht mehr allein vertreten ist. In der Stadt konkurrieren nicht nur die Anbieter von Waren miteinander. Es gibt auch eine Konkurrenz der Angebote zur Sinnerfüllung. Dazu kann der verkaufsoffene Sonntag ebenso gehören wie Kurse zur Meditation oder über alternative Ernährung im Programm der städtischen Volkshochschule. Neben dem

Kirchenladen, der auf kirchenmusikalische Veranstaltungen und christliche Vorträge zu aktuellen Themen hinweist, findet sich unter Umständen eine Buchhandlung mit einer weit gefächerten Auswahl esoterischer Literatur. Der Schulanfängergottesdienst ist Anlass für eine Diskussion darüber, ob nicht auch der Imam einer seit Neuestem in einer alten Lagerhalle angesiedelten Moschee beteiligt werden sollte. Liegt doch der Anteil von Kindern mit muslimischem Glauben in der Neustadt bei ca. 50 Prozent.

Stadt und Land, Stadtkirche und Landkirche – zwei unterschiedliche Welten, so könnte man meinen.

Vielleicht haben die von mir angeführten Beispiele bei Ihnen aber auch einen leisen Widerspruch ausgelöst. Weil es bei Ihnen auf dem Dorf oder in der Stadt in der Realität doch etwas anders aussieht. Dieses Empfinden weist darauf hin, dass die Rede in der Einzahl von der Stadt oder dem Dorf in einer Gefahr steht: Gibt es denn „das Dorf“ oder „die Stadt“? Muss man nicht bei genauerem Hinsehen feststellen: Land ist nicht gleich Land. Und Stadt ist nicht gleich Stadt?

Es macht einen Unterschied ob ein *Dorf*, so wie ich das erlebt habe, in einem sogenannten strukturschwachen Raum liegt - mit niedriger Besiedlungsdichte, überdurchschnittlich hoher Arbeitslosenquote, zunehmender Überalterung, mehr Weg- als Zuzügen und ständiger Abnahme der Bevölkerung. Oder ob ein Dorf im ländlichen Zwischenraum im weiteren Umfeld eines städtischen Zentrums liegt: Junge Familien ziehen zu, es entstehen neue Arbeitsplätze in der Region und die Infrastruktur wird planmäßig weiter entwickelt. Die Verkehrsanbindung an die nächste Stadt ist gut. Zuwanderung und Ortsverbundenheit sind kein Gegensatz. Noch einmal anders ist die Lage, wenn ein ländlicher Raum in einem engeren Umfeld einer Metropole (wie etwa Berlin) liegt. In solchen „Speckgürteln“ kann sich die Einwohnerzahl eines Ortes in kurzer Zeit vervielfachen. Das Wachsen der Orte hat Auswirkungen auf die Größe und Zusammensetzung der Kirchengemeinde. Aber es können auch Probleme entstehen, wenn alteingesessene Gewohnheiten mit den Erwartungen neuer Gemeindemitglieder kollidieren.

Auch für die *Stadt* gilt: die Unterschiede machen es. Eine Großstadt, die neben ihrer City weitere Stadtteile und Stadtkerne hat, ist etwas anderes als eine Kleinstadt, die sich vielleicht in der Nachbarschaft dieser Großstadt zu behaupten sucht. Die Anziehungskraft der einen hat als Kehrseite bei der anderen vielleicht die Befürchtung, nicht attraktiv genug zu sein, um z.B. in Bezug auf Einkaufsmöglichkeiten konkurrieren zu können.

In einer Stadt gibt es ebenfalls Konkurrenz: schicke und stigmatisierte Stadtteile haben jeweils ihren eigenen Ruf. Und auch zwischen Städten gibt es ein Gefälle. Wir sprechen inzwischen von regelrechten „Gewinner- und Verliererstädten“. Zu den ersten gehören in Deutschland solche wie Hamburg, München, Stuttgart mit ihrem Umland. Hier gibt es Zuzug und Wachstum. Die Verlierer finden sich nicht nur im Osten Deutschlands, sondern auch in alten Industrieregionen wie dem Ruhrgebiet. Schrumpfende Städte: weniger Einwohner, weniger Geld, weniger Attraktivität – eine Negativspirale.

Wenn Stadt und Land sich so unterschiedlich darstellen, dann stehen Stadtkirche und Landkirche entsprechend vor je nach Lage unterschiedlichen Herausforderungen. Diese müssen zunächst wahrgenommen werden, bevor man darüber nachdenkt, was es denn bedeutet, Kirche am jeweiligen Ort zu sein:

Gibt es Zuzüge oder herrscht Abwanderung? Altert die Bevölkerung oder verjüngt sie sich? Ist die Erwerbsarbeit am Ort oder müssen die Leute pendeln? Wie hoch ist der Anteil der „Eingeborenen“? Gibt es Migranten? Und wie hoch ist ihr Anteil an der Bevölkerung?

Innerkirchlich: Gibt es eine zentrale Kirche oder eine Vielzahl kirchlicher Gebäude? Ist der/die Pfarrer/in die einzige Hauptamtliche? Gibt es andere Mitarbeiter mit speziellen Funktionen? Wie wird sich die Zahl der Hauptamtlichen in den nächsten Jahren entwickeln (müssen)?

Stadtkirche. Landkirche – vermutlich geht es nicht um „besser oder schlechter“. Sondern um „anders“. Stadtkirche. Landkirche – beide haben ihre Herausforderungen und ihre Chancen. Diese sind nicht nur von der jeweiligen Situation abhängig. Sie stehen auch in einem Zusammenhang mit der kirchlichen Großwetterlage. Deshalb jetzt kurz etwas zu

b) Herausforderungen an die Kirchen und Gemeinden im 21. Jahrhundert (in Westeuropa)

Ich nenne stichwortartig drei hauptsächliche Herausforderungen, vor denen wir als evangelische Kirchen in unserem westeuropäischen Kontext stehen:

Erstens: die Bindungskraft von Traditionen und Institutionen wird allgemein geringer. Das gilt nicht nur für die Kirchen, sondern z.B. auch für Parteien oder Gewerkschaften. Die Individualisierungsschübe des letzten und dieses Jahrhunderts bedeuten dabei für den einzelnen Menschen einerseits einen Freiheitsgewinn. Man ist nicht mehr automatisch festgelegt auf das was durch Sitte, Moral und die (eine christliche) Religion vorgegeben ist.

Zugleich ist damit aber auch ein verstärkter „Zwang zur Häresie“ gegeben, wie das der Soziologe Peter Berger genannt hat. „Zwang zur Häresie“ meint hier den verstärkten Zwang zur Wahl und zur Entscheidung für das eine und gegen etwas anderes. Nicht nur in Bezug auf das, was man kauft. Sondern auch in Bezug auf das, was man glaubt.

Mit dieser Entwicklung verbunden ist etwas Zweites: Der christliche Glaube versteht sich zunehmend weniger von selbst. Ihm wird von denen, die sich nicht mehr so sicher sind, meistens nicht immer gleich insgesamt der Abschied gegeben. Aber häufiger als früher findet sich z.B. in Umfragen die Aussage, dass der eigene Glaube neben christlichen auch andere religiöse Vorstellungen enthält. Reinkarnationsvorstellungen als ein Element der christlichen Jenseitshoffnung – warum nicht? „Patchwork-Religiosität“ nennt man das dann.

Drittens: Die demographische Entwicklung in unserer Gesellschaft – wir werden weniger und älter – bringt es mit sich, dass die Kirchen tendenziell kleiner und ärmer werden. Für die EKD gehen die Statistiker und Finanzfachleute davon aus, dass es in Deutschland in 20 Jahren ca. ein Drittel weniger Kirchenmitglieder geben wird. Da nicht alle von denen Kirchensteuern zahlen, wird sich die Finanzkraft der evangelischen Kirchen in Deutschland dann insgesamt vermutlich um die Hälfte verringert haben. Für die Kirchengemeinden heißt das konkret: es werden deutlich weniger finanzielle Mittel und damit weniger hauptamtliches Personal zur Verfügung stehen.

Ohne dem dritten Teil schon im Einzelnen vorzugreifen, ein kurzer erster Blick auf die Auswirkungen dieser drei Entwicklungen auf die Kirche – in der Stadt *und* auf dem Land:

Für Stadt- und Landkirche gilt angesichts schwindender Traditionen: Wie kann eine Sprache gefunden werden, die heute verständlich von dem redet, was den Glauben ausmacht? Das ist vor allem eine Frage, nach dem Inhalt: Was ist unser Glaube in seinem Kern? Wer ist Jesus Christus heute für uns? Und warum sollte man ihm vertrauen?

In Bezug auf die Rahmenbedingen: Besonders in der Stadt haben wir uns in den vergangenen Jahrzehnten eine immer weiter fortschreitende Ausdifferenzierung der Angebote leisten können. Im Zweifelsfalle wurde für eine neue Aufgabe eine neue Person angestellt. Das Geld dafür war da. Was bedeutet es, wenn es jetzt knapper wird? Muss Personal reduziert werden? Und wenn ja, welches? Müssen Gebäude aufgegeben oder umgenutzt werden? Und wer entscheidet darüber?

Auf dem Land ist der oder die Pfarrer/in oft die einzige Hauptamtliche. Für wie viele Kirchengebäude und -gemeinden soll er oder sie zukünftig zuständig sein? Was kann er/sie noch tun und was muss er/sie lassen, wenn der Radius größer wird? Wenn z.B. zwischen 4

und 14 Kirchen zu einer Gemeinde gehören? Was kann man Ehrenamtlichen zutrauen und zumuten?

Mit diesen Fragen ist für mein Empfinden eine Herausforderung für unsere Einstellung und Haltung oder - schlicht gesagt - eine Herausforderung für unseren Glauben verbunden: Unsere Kirche, unsere Gemeinden werden sich verändern (müssen). Was hilft uns zu dem Vertrauen, dass die Veränderungen nicht wie eine schiefe Ebene daherkommen, auf der alles in's Rutschen gerät? Dass „weniger“ nicht automatisch „schlechter“ heißt? Dass sich der Glaube wandeln, aber einfach auflösen wird? Wie können wir uns gegenseitig darin vergewissern, dass es um Gottes willen keine einfach „gottlosen Zeiten“ gibt? ---

Zum Schluss dieses ersten Teils unter „Wahrnehmungen“ noch einige Bemerkungen zu

c) Wahrnehmungen im kirchlichen Alltag

Ich nenne auch hier drei Punkte, die mir typisch zu sein scheinen:

Zuerst: Die Kirchenmitglieder entscheiden selbst, wie sie am kirchlichen Leben teilnehmen.

Typisiert haben wir in unserer evangelischen Kirche vier unterschiedliche Teilnahme- und Glaubenslogiken¹:

Da ist (1.) die „Familienreligion“. Sie stützt sich vor allem auf die Amtshandlungen, also Taufe, Konfirmation, Trauung, Bestattung und den familienbezogenen Teil der Feste des Kirchenjahres, darunter an der Spitze das Weihnachtsfest. Die Familienreligion ist auf die eigene soziale Umwelt bezogen und von traditionellen Mustern bestimmt. Ihr Ideal ist die stimmige und schöne Feier, „wie es sich gehört“.

Bei der (2.) „Auswahlreligion“ handelt es sich um einen Übergangstyp. Die Teilnahme am kirchlichen Leben ist eher sporadisch. Hier findet sich eine große Bandbreite von Glaubensformen zwischen suchend und offen. Das Leitparadigma ist eher die „Matthäuspasion in der gotischen Kirche“. Gemeinschaftsformen sind für diese Glaubensform tendenziell schwierig.

Das (3.) „Gemeindechristentum“ wird durch den regelmäßigen Kontakt zur örtlichen Gemeinde charakterisiert. Das Ideal ist die vertraute Runde. Das Gemeindechristentum

¹ Vgl. Herbert Lindner: Kirche am Ort, Stuttgart 2000, S. 72ff.

sucht nach Gemeinschaft, nach Nähe, Vertrautheit und gegenseitiger Stützung. Gefährdet ist es durch Milieuverengung und Abschließung.

Zur (4.) „engagierten Gruppe“ gehören Menschen mit einer festen Überzeugung, die diese mit einer hohen Dichte von Sozialkontakten zumeist in einer homogenen Gruppe leben. Die Inhalte können dabei wechseln: gemeinsamer Lebensstil, Dienstaufgabe, existenzielle Fragen. Die Gruppe kann z.B. ein Hauskreis oder eine Friedensgruppe sein. Ihr Ideal ist die wachsende Bewegung der Entschiedenen.

Weil wir noch in der Wahrnehmungsphase sind, auch hier nur eine kurze Bemerkung:

Ich bin der Überzeugung, dass diese Glaubentypen ihrer je eigenen Logik folgen und nicht aufeinander reduzierbar sind. Sie sind also nicht einfach ineinander überführbar – etwa in der Weise, dass es das Ziel sein könnte, möglichst viele Menschen in einem Typ als dem maßgeblichen zu versammeln. Vielmehr kann es m. E. nur darum gehen, die Glaubentypen entlang der ihnen innewohnenden Logik zu entwickeln. Ziel muss sein, dem Einzelnen bei der Entwicklung seines für ihn „stimmigen“ Glaubens (Herbert Lindner) zu helfen.

Zweitens: Das in unserer Kirche gängige Gemeindemodell ist die Parochie, also die auf einen Bezirk bezogene Ortsgemeinde. Dieses Modell hat seinen Ursprung auf dem Land: Kirchengemeinde mit ihrem Pfarrer und Dorfgemeinde als Einheit. Erst später ist es auf die Stadt übertragen worden, indem man diese ebenfalls in Parochien unterteilt hat.

Die Stärke der Parochie ist ihre Verwurzelung im Nahbereich. Auf diese Stärke setzte die Kirche mit den zahlreichen Kirchengebäuden und Gemeindehäusern, die vor allem nach dem zweiten Weltkrieg errichtet wurden. Kirche sollte fußläufig erreichbar sein.

Heute kann es einem in der Stadt deshalb so gehen wie meiner Frau und mir: wohnten wir nur auf der anderen Straßenseite, würden wir zu einer anderen Kirchengemeinde gehören. Es wäre die Citykirche, die uns räumlich auch näher liegt als die Kirche der Stadtrandgemeinde, die eigentlich „unsere“ Gemeinde ist. Diese Gemeinde und ihre Kirche liegen außerdem noch hinter einer Bahnlinie. Werden wir „unserer“ Kirchengemeinde untreu, wenn wir am Sonntagmorgen zum Gottesdienst in die Stadtkirche gehen, zu der wir „eigentlich gar nicht gehören“?

Vielleicht gehen die Menschen auf dem Land kirchlich gesehen nicht so leicht „über die Dörfer“. Obwohl auch das nicht völlig ausgeschlossen ist. So kamen zu einem Abendgottesdienst in veränderter Form, den wir in unserer Dorfkirchengemeinde einmal im

Monat feierten, auch Menschen aus den umliegenden Orten. Zumindest für manche waren die Dorfgrenzen kirchlich durchaus überschreitbar.

In der Stadt jedenfalls ist das Wohnumfeld nicht einfach mit dem Lebensumfeld deckungsgleich. Städter leben – mit Ausnahme der ganz Kleinen und ganz Alten – in vielfältigen Bezügen, die nicht im unmittelbaren Umfeld aufgehen. Unterschiedliche Lebensvollzüge finden an verschiedenen Orten statt. Menschen suchen sich je nach Anlass und Ziel ihre Bezugspunkte und Orte: die Szenekneipe, den Kultur- und Musen“tempel“, das Zentrum zur Pflege von Gesundheit und Fitness.

Auch, wenn es um die Kirche geht, sind Städter stärker mobil geworden. Es braucht unter Umständen seine Zeit, bis die Verantwortlichen dieser Entwicklung nachkommen. Erst vor kurzem haben die Innenstadtgemeinden bei uns an einem Punkt nachvollzogen, was ihre Mitglieder seit Jahren verstärkt praktizieren: sie strömen am Ostermontag mehrheitlich in die Stadtkirche, weil dort regelmäßig ein Kantatengottesdienst stattfindet. Diese Wanderungsbewegung wurde von den anderen Gemeinden über Jahre mehr oder weniger erlitten. Sozusagen „tapfer“ haben sie weiter zu „ihrem“ Gottesdienst eingeladen. Vielleicht haben manche Gemeindeglieder, die „trotzdem fremd gingen“, ein schlechtes Gewissen gehabt – vielleicht auch nicht. Jetzt wird der Gottesdienst in allen Kirchen als gemeinsamer für die gesamte Innenstadt abgekündigt und bewusst auch so gefeiert.

An diesem Beispiel kann man eine dritte Wahrnehmung studieren: weil die autonome Parochie im kulturellen Gedächtnis unserer Kirche das Monopol hat, ist das Kirchenbewusstsein in der evangelischen Kirche von Haus aus nicht besonders stark ausgeprägt. Eine „richtige“ Gemeinde ist deshalb auch bemüht, möglichst das komplette Angebot kirchlicher Veranstaltungen, Gruppen und Kreise anzubieten. „Warum haben wir (noch) nicht, was die anderen haben?“, lautet mehr als einmal die Frage. Sie zeigt auch dann ihre Wirkung, wenn sie nicht laut ausgesprochen wird. Die Kehrseite der Ortsgemeinde mit ihren Stärken ist unter dieser Frage eine tendenzielle Überforderung sowohl der Hauptamtlichen als auch der ehrenamtlich Mitarbeitenden. Das Idealbild, nach dem überall alles stattfindet, stößt sich oft hart mit den real existierenden Kräften, die allemal endlich und nicht unbegrenzt sind.

Am Ende der Wahrnehmungen stellt sich für mich eine Erkenntnis in den Vordergrund: es geht nicht ohne Entscheidungen. „Stadtkirche. Landkirche. Mit welchem Profil?“ Diese

Überschrift, die ich in einem Programmentwurf für das heutige Seminar fand, deutet die Richtung an. Deshalb jetzt ein zweiter Hauptteil:

2. Kirchenbilder und Grundentscheidungen

Meine Erfahrung und Überzeugung ist: In dem Maße in dem es uns gelingt, uns über das Bild von Kirche und Gemeinde zu verständigen, das uns innerlich leitet, gewinnen wir eine Zukunftsperspektive und konkrete Handlungsspielräume. Das gilt auf allen Ebenen: für einen Kirchgemeinderat, eine Kirchenkreissynode und die Kirchenleitung.

Diese Verständigung ist ein Prozess. Er beginnt damit, dass wir die Bilder von Kirche und Gemeinde, die wir in uns tragen, einander zur Verfügung stellen. Wir werden dann erst einmal feststellen, dass sie nicht einfach deckungsgleich sind. Und dass sie von den Erfahrungen gespeist werden, die wir gemacht haben. Kirchenbilder fallen nicht vom Himmel. Sie wachsen in unseren Köpfen und Herzen. Und sie bestimmen sowohl unsere Wahrnehmung als auch unsere Entscheidungen für die Zukunft.

Ich möchte Ihnen ein Bild von Kirche und Gemeinde vorstellen, das ich vor dem Hintergrund der im ersten Teil beschriebenen Wahrnehmungen für hilfreich halte. Es ist das Bild einer Kirche, die für den Glauben ihrer Mitglieder so etwas wie eine „förderliche Umwelt“ (Herbert Lindner) darstellt.

In diesem Bild dient die Kirche mit ihren Gemeinden in Stadt und Land dem Glauben, den die Christen im Alltag leben und bewähren müssen. Anders ausgedrückt: Der Gottesdienst am Sonntag – er steht hier sozusagen stellvertretend für alles, was in einer Kirchengemeinde passiert – dient dem Gottesdienst im Alltag. Im Alltäglichen, am Arbeitsplatz und in der Familie, in den ganz normalen Beziehungen muss sich ja der Glaube bewähren, wenn er nicht zu einer Sonderwelt werden will.

Zum Kirchenbild einer „förderlichen Umwelt für den Glauben“ gehört so etwas wie eine Kopernikanische Wende im kirchlichen Denken. Kopernikus entdeckte, dass sich die Erde um die Sonne dreht – und nicht umgekehrt. Übertragen auf das Bild von Kirche: nicht, dass sich für ihre Mitglieder alles um die Kirche dreht, ist das Ziel. Sondern dass umgekehrt die Kirche sich als förderliche Umwelt hilfreich um das Leben und den Glauben ihrer Mitglieder dreht.

Ich sehe eine Kirche, die, wie der Theologe Fulbert Steffensky einmal gesagt hat, "ihre Türen weit geöffnet hat. Es soll jeder eintreten können. Es soll jeder so lange bleiben können, sich die Geschichten und Lieder ausleihen können, wie er will. Ich wünsche eine Kirche, die

Menschen aufnehmen kann und Menschen gehen lassen kann; eine Kirche, die es erträgt, gebraucht und abgewiesen zu werden."²

Von dieser Grundentscheidung für eine Kirche als förderliche Umwelt für den Glauben ihrer Mitglieder her kann es für mein Empfinden leichter gelingen, die wichtigen Aufgaben einer Kirchengemeinde zu identifizieren:

Zuerst die Grundaufgaben einer Gemeinde. Dazu gehört alles, was sich unter dem Stichwort „Lebensbegleitung“ zusammenfassen lässt. Das sind zuerst die sogenannten Kasualien, also Taufe, Konfirmation, Trauung und Bestattung. Dass die Kirche hier in ihrem Leben anwesend ist, erwartet die große Mehrheit ihrer Mitglieder. Und sie erwartet, dass Kirche hier als Kirche präsent ist. Konkret: dass sie mithilfe biblischer Texte die Erfahrungen des Lebens so deutet, dass sich das Leben auf Gott hin erschließt. So dass dann vielleicht ein Satz fällt, den eine Mutter nach der Taufe ihres Kindes sagte: „Ja, so ist es – aber ich hätte es alleine so nicht ausdrücken können.“

Zur Lebensbegleitung gehören auch die großen Feste des Kirchenjahres wie Ostern und Weihnachten und im ländlichen Raum sicher auch das Erntedankfest. Außerdem die anderen Gottesdienste "bei Gelegenheit", also aus besonderen Anlässen, seien es nun erfreuliche wie ein Jubiläum oder tragische wie etwa ein Unglück.

Ich denke, all dies zusammen macht ohnehin den größten Teil dessen aus, was in einer Kirchengemeinde passiert. Und ich plädiere dafür, dies alles erstens mit einem guten Gewissen und zweitens so gut wie möglich zu machen. Denn ich glaube, dass der Theologe Rolf Schieder Recht hat, wenn er sagt: "Die beste Mission der Kirchen besteht in einer hohen Qualität ihrer klassischen Tätigkeiten."³ Das gilt für die Stadt- und für die Landkirche.

Diese Grundaufgaben können auch dann erfüllt werden, wenn die Einheiten größer und die Zuständigkeiten ausgedehnt werden.

Erst im Anschluss an diese Grundaufgaben kann in den Blick genommen werden, dass es daneben die Möglichkeit und auch die Notwendigkeit von Schwerpunktsetzungen in den verschiedenen Ortsgemeinden einer Region gibt. Schwerpunktsetzung und Vernetzung gehören dabei zusammen.

Es geht dabei um die Entlastung der einzelnen Gemeinde und ihrer Mitarbeitenden von einer überfordernden Allzuständigkeit. Kirchengemeinde mit Profil meint auch: wir haben die

² Fulbert Steffensky: Das Haus, das die Träume verwaltet (1998), S. 27.

³ Rolf Schieder: Gott im Theater, in: zeitzeichen, Nr. 9/2004, S. 30.

Freiheit, nicht alles vorhalten oder anbieten zu müssen. Wir tun vor allem das, was wir richtig gut können und wozu wir auch die Kräfte haben.

Damit bin ich bei meinem dritten Teil angelangt:

3. Ausblicke: Schritte und Wege

Nachdem im zweiten Teil mehr das im Blick war, was für Stadtkirche und Landkirche gemeinsam gilt, müssen jetzt wieder stärker die Unterschiede in den Blick kommen. Ich will dabei ruhig etwas zugespitzt und abgekürzt reden.

Deshalb zuerst:

a) Die ganze Stadt als eine Parochie

Mit dieser Überschrift ist zunächst eine bestimmte Sichtweise angezeigt. Sie nimmt nicht nur die je eigene Gemeinde, sondern die ganze Stadt als Orientierungsgröße in den Blick. Sie nimmt die Stadt in ihrer Vielfältigkeit wahr. Und sie sucht danach, wie Kirche in dieser Stadt an welchem Ort möglichst so präsent sein kann, dass es den Menschen dient.

„Suchet der Stadt Bestes und betet für sie, denn wenn's ihr wohlgeht, so geht's euch auch wohl“ (Jer 29,7). Das alte Prophetenwort ist immer noch eine gute Platzanweisung für die Stadtkirche. Es leitet sie dazu an, sich auf die Stadt einzulassen. Und dabei das Eigene nicht zu vergessen: „... und betet für sie“.

Kirche ist eben in besonderer Weise in der Stadt. Sie muss sich mit dem, wovon sie selbst lebt, nicht verstecken. Sie kann es sich leisten, mit dem Evangelium auf den Markt zu gehen, wie vormals der Apostel in der damaligen Metropole Athen (Apg 17). Sie kann sich dabei auch der Begegnung mit den Andersgläubigen jeder Couleur stellen. Ja, um das Eigene immer wieder neu zu verstehen, braucht sie geradezu die Begegnung mit dem und den Fremden. Es ist wie auch sonst im Leben: in der Begegnung mit anderen kommen wir erst zu uns selbst. Ohne solche Begegnung steht auch die Stadtkirche in der Gefahr, an einem kirchlichen Kaspar-Hauser-Syndrom zu erkranken: Wer nicht angesprochen wird, findet keine Sprache. Wer nicht berührt wird, kann sich nicht (mehr) berühren lassen.

Die Orte für solche Begegnungen, in denen die Kirche zu sich selbst findet, können ganz verschiedene sein. An erster Stelle stehen sicher die Kirchengebäude, die sich zur Stadt hin öffnen. Es ist gut, dass die Gleichung „offene Kirche = katholisch“ / „geschlossene Kirche = evangelisch“ so nicht mehr uneingeschränkt stimmt. Eine auch in der Woche verlässlich geöffnete Kirche lädt ein zur individuellen Andacht und zum persönlichen Gebet. Aber auch an anderen Orten der Stadt entstehen Räume der Stille und der Andacht: in Krankenhäusern und auf Flughäfen – und sogar in Fußballstadien. Kirche öffnet sich, indem sie einen Ortswechsel vollzieht. „Kirchliche Orte“⁴ sind zu einem die Kirchengebäude - aber auch andere Orte, an denen sich Gemeinde versammelt.

Das kann auch eine Gemeinde auf Zeit sein. Es gilt im guten Sinne: „Gelegenheiten machen Kirche und Gottesdienste“. Kirche bei Gelegenheit, das kann ein Gottesdienst zum Valentinstag sein oder auch ein Segensgottesdienst zum Beginn der Reise- und Ferienzeit. Beides angeboten für die ganze Stadt.

Sieht man die ganze Stadt als eine Parochie, dann ändert sich auch der Blick auf die einzelne Kirchengemeinde. Jede – ganz gleich, ob sie im Zentrum liegt oder am Rand – ist mit ihrer Eigenart wichtig. Stadtteilgemeinden verwurzeln sich in ihrem Quartier mit seiner speziellen Prägung – ob nun Arbeiter- oder Villenviertel. Citykirchen nehmen stellvertretend für die ganze Stadt spezielle Aufgaben wahr. Das kann die Kirchenmusik sein, aber auch das tägliche Mittagsgebet. Einzelne Kirchen gewinnen ein spezielles Profil, etwa als Jugend- oder Gospelkirche.

Zum Verständnis der ganzen Stadt als einer Parochie gehört eine sich Schritt für Schritt entwickelnde Zusammenarbeit und Vernetzung. Am Anfang steht, dass die verschiedenen Gemeinden sich bewusster wahrnehmen, als das vielleicht bisher der Fall war. Dann können Formen der Zusammenarbeit erprobt werden. Entweder anlassbezogen oder bei bestimmten Themen oder für einzelne Zielgruppen.

Das Ziel: jede Gemeinde kann sich jenseits der Grundaufgaben auf das beschränken bzw. konzentrieren, was sie richtig gut kann. Da bietet z.B. eine Gemeinde seit Jahren Glaubensseminare für Erwachsene an. Warum sollen nicht auch Menschen aus anderen Stadtteilen daran teilnehmen?

Hilfreich, ja, eigentlich notwendige Voraussetzung für eine Gesamtentwicklung der Stadtkirche mit ihren Gemeinden ist die Entwicklung eines gemeinsamen Handlungsplanes für die Stadtkirche. Dabei müssen die von den Veränderungen Betroffenen von Anfang an beteiligt werden.

⁴ Vgl. Uta Pohl-Patalong: Von der Ortskirche zu kirchlichen Orten. Ein Zukunftsmodell, Göttingen 2006²

Wenn man überhaupt die Terminologie gängiger Organisationsentwicklung bemühen will: es kann hier nur um einen Prozess „bottom – up“, also „von unten nach oben“ gehen. „top – down“, also „von oben nach unten“ etwas gleichsam „durchzustellen“, ist in der Kirche nicht angemessen.

Ein Kirchenkreis - also der erst einmal rein regionale Zusammenschluss mehrerer Kirchengemeinden - ist dabei in der Regel die richtige Größe, um die Nähe zu den konkreten kirchlichen Orten in einer Stadt mit einer Gesamtperspektive für die kirchliche Arbeit in der Stadt zu verbinden.

In der EKD tragen eine Konferenz der Citykirchenpfarrämter und eine regelmäßige Konsultation der Dekane der großen Städte übrigens dazu bei, von den schon gemachten Erfahrungen anderer zu profitieren. Gelungene Beispiele, bei denen man sich etwas abgucken kann, ohne es einfach zu kopieren, helfen am meisten zu dem Vertrauen, dass Veränderungen kein Verhängnis, sondern eine Chance sind.

b) Kirche im Dorf - und in der Region

Wie für die Stadtkirche beginnt auch für die Landkirche alles mit der Wahrnehmung:

Was ist der Zusammenhang, in dem wir als Kirchengemeinde stehen? Stehen etwa die Zeichen in unserem Dorf und der umliegenden Region eher auf Rückgang – an Bevölkerung und/oder Arbeit – oder auf Stabilität oder gar Zunahme? Wie leben die Menschen in unserem Dorf? Wohin fahren sie zur Arbeit und wie bestimmt das den täglichen Lebensrhythmus? Welche Institutionen sind für sie von Bedeutung? Welche Stellung und Bedeutung haben Vereine oder etwa das Rote Kreuz?

Wo ist es sinnvoll zu kooperieren? Was wollen wir als spezifisch kirchlichen Beitrag im ländlichen Raum einbringen? Welche Möglichkeiten sind uns gegeben? Welche Grenzen sind uns gesetzt? Was ist von unserer Seite aus unverzichtbar, weil es notwendig ist, aber von niemand anderem getan wird? Was brauchen wir nicht (auch noch) zu tun, weil es andere schon machen?

Auch das Dorf hat seine eigenen Gelegenheiten. Nicht nur die kirchlichen Feste gehören dazu. Auch das Jubiläum der Freiwilligen Feuerwehr kann dabei sein. Vielleicht muss bei diesem Anlass nur daran erinnert werden, was an vielen Spritzenhäusern als Wahlspruch steht: „Gott zur Ehr, dem Nächsten zur Wehr“?

Wie in der Stadt gilt auch auf dem Land: Zusammenarbeit entwickelt sich darüber, dass man zusammenarbeitet. In manchen Gebieten Deutschlands ist längst eine Entwicklung im Gang, die zu einer deutlich geringeren Anzahl von Hauptamtlichen in einer Region führen wird. Bis

in die siebziger und achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts konnten es sich viele Landeskirchen finanziell leisten, die Zahl der Pastorinnen und Pastoren auch auf dem Land aufzustocken. Spätestens seit den Neunzigern ist eine umgekehrte Entwicklung im Gang.

Die Herausforderung besteht darin, wie man sie aktiv gestaltet – und nicht nur mehr oder weniger erleidet.

Leichter ist das dort, wo schon in relativ guten Zeiten über die jeweiligen Dorfgrenzen hinaus geschaut und gedacht wurde. In der ländlichen Region, in der ich als Pfarrer gearbeitet hatte, gebot das schon die schiere Anzahl der Kirchen. Nur durch gegenseitige Hilfe in einem Kreis von acht bis zehn KollegInnen war es möglich, einzelne Orte nicht völlig vom gottesdienstlichen Leben abzuhängen. Aus gemeinsamen Projekten wie z.B. Andachten in der Passionszeit oder Veranstaltungen in der Friedensdekade entstand Schritt für Schritt ein gemeindeübergreifendes Bewusstsein. Dieses ebnete dann später, als die Zahl der Hauptamtlichen reduziert werden musste, den Weg dazu, dass Gemeindeverbände aus drei oder vier Kirchengemeinden entstanden. Diese hatten dann mehr Möglichkeiten, als jede einzelne Gemeinde für sich.

Auch und gerade zukünftig werden die Dorfkirchen der Bezugspunkt für die Landkirche sein. Dass sie gottesdienstliche Orte bleiben, hängt nicht davon ab, dass für jede wöchentlich eine Pfarrerin oder ein Pfarrer da ist. Warum sollen eine Dorfkirche, in der nicht mehr jeden Sonntag ein so genannter „Haupt-Gottesdienst“ stattfindet, nicht dennoch die Glocken und brennenden Kerzen auf dem Altar zu einem Lied, einer Lesung und dem gemeinsamen Vaterunser einladen - alles angeleitet von zwei oder drei Ehrenamtlichen? Die ländliche Region um Hildesheim und Göttingen entwickelt gerade ein Modell dafür. Überschrift: „einfach.Gottesdienst.feiern“ (so heißt auch die entsprechende Internetseite).

Die Aufgabe der PastorInnen wäre die Qualifizierung und Begleitung der in den einzelnen Dörfern verantwortlichen Ehrenamtlichen. Ehrenamtliche sind ja keine Wundertüten. Man kann nicht immer nur etwas herausnehmen. Ehrenamtliche brauchen Wertschätzung, Unterstützung und Begleitung. Dann kann sich durch sie entfalten, was wir als Evangelische seit der Reformation als Merkmal unserer Kirchen theologisch zu Recht hervorheben: das allgemeine Priestertum der Getauften.

Kirchengebäude sind auch Fixpunkte kultureller Identität im ländlichen Raum. Von ihnen ausgehend kann die Landkirche dazu beitragen, dass es zu Begegnungen der Generationen und Milieus kommt. Auch die Bevölkerung auf dem Land ist ja nicht einfach homogen. Auch hier will und kann Begegnung und Zusammenleben angestoßen und gefördert werden. So leistet die Landkirche gerade mit dem ganz Eigenen einen Beitrag zur Entwicklung ländlicher Räume und ihrer Kultur.

Ich komme zum Schluss:

Ich finde es immer auch etwas abenteuerlich, an einen fremden Ort zu fahren und dort fremden Zuhörern einen für sie fremden Text vorzutragen – ohne vorher erst einmal hin- und zugehört zu haben.

Ob sich mein Text und Ihr Kon-Text, also der Lebenszusammenhang, aus dem Sie kommen, heute begegnet sind, können nur Sie sagen.

Aber: wenn Text und Kontext zusammenfinden, dann kann etwas Neues entstehen. Dann gibt es Anregungen und hoffentlich auch Ermutigung. Vielleicht gelingt das ja auch heute.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.